

# Lübeker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Fernsprecher Nr. 926.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Fernsprecher Nr. 926.]

Der „Lübeker Volksbote“ erscheint täglich abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannstraße Nr. 50/52, und die Post zu beziehen. — Preis vierteljährlich M. 2.00, monatlich 70 Pfg. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Beilage oder deren Raum 20 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungs-Anzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserat für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere tags vorher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 200.

Mittwoch, den 29. August 1906.

13. Jahrg.

Stargen eine Beilage.

## Die schwarze Parade.

„Das Fazit der nunmehr beendeten Katholikentagsversammlung ist, daß sie sich würdig den großen und größten ihrer Vorgänger anreihet.“ — In diesen Worten sagte am Donnerstag der Präsident Gröber sein Urteil über die Zentrumsparade in Essen zusammen. Die liberale Presse war sich schon vorher darüber einig, daß der diesjährige Katholikentag alle früheren an Zahl der Teilnehmer, an Glanz und Bedeutung überbieten werde. Sie zählte die zahlreichen Namen aus der hohen Gesellschaft und dem ultramontanen Adel auf, die als Auskete des katholischen Volkes der Essener Woche eine besondere Weihe geben sollten; sie teilte frohlockend mit, daß die Zahl der angemeldeten Mitglieder bereits mehr als 4000 betrage und durch Neuanmeldungen noch fortwährend wachse; sie zeigte an, daß an dem Festzug, der am Sonntag dem Katholikentag sein soziales Gepräge geben sollte, sich 43 000 Arbeiter beteiligen würden — alles Tatsachen und Zahlen, die allerdings das bisher auf Katholikentagen Erlebte noch um ein Bedeutendes übertrafen. Und wenn es ein Verdienst und ein Vorzug ist, in dem Aufgebot großer Massen, in der Entfaltung äußerer Glanzes und der Entfaltung sinnverwirrenden Lärmes jedes Jahr mehr zu leisten, so steht es herrlich um die Katholikentage und am herrlichsten steht es um den von Essen.

Indessen das Verdienst, das mit diesen Mitteln erreicht wird, scheint uns nicht allzu groß zu sein, inwiefern es der Katholikentag mit jedem Arbeiterkongress, mit jedem Schützenfest und jeder Sportveranstaltung teilt. Unsere Zeit geht ins Große, ins Massenhafte, ins Lärm- und Glanzvolle. Dafür sorgen die modernen Verkehrsmittel, sorgen die Vorkehrungen der Reklame, sorgen die geschäftlichen Interessen, die sich, wie man in Essen zu sehen Gelegenheit hatte, um so aufdringlicher gebärden, je heiliger und idealer die Güter, die es zu feiern gilt, sein sollen. Der Ruhm der Katholikentage, es zu immer größerer Massenentsendung zu bringen, scheint sogar für die Macher der liberalen Herbstparaden keine Bedenken zu haben. Bei der Wahl des nächsten Tagungsortes meinte Herr Borch, es sei notwendig, sich mal wieder nach einem kleineren ruhigen Ort zurückzuziehen. Nach den glanzvollen Tagen von Straßburg im vorigen und nach den noch glanzvolleren Tagen in diesem Jahre sei eine Steigerung nicht mehr möglich, sonst sei überhaupt von Versammlungen und Verhandlungen nicht mehr die Rede. Herr Borch wies zum Unterschiede hin auf die ruhige und erprobte Arbeit in Metz und beschriftete Würzburg als nächsten Tagungsort. In der Tat: wer eigens Kiefernhallen baut, die, alles menschliche Maß übersteigend, 13 000 bis 14 000 Juhörer fassen, der stellt an die Leistungsfähigkeit der Lungen und der Stärke des Kehlkopfes der Redner Ansprüche, die diese nur unter Opferung ihrer Gesundheit erfüllen können. Wir wissen, daß in diesem Jahre die Gewinnung leistungsfähiger Redner für die großen öffentlichen Versammlungen besondere Schwierigkeiten gemacht hat, denn, so hoch und heilig die katholische Sache ihren Anhängern auch ist, das Opfer eines Lungenflügel bringt auch der begeisterte Ultramontane nicht gern. Wenn daher die Neigung zu immer größerem Massenangebot bestehen bleibt, bleibt der Kiefernphonograph das einzige Mittel, den Bedürfnissen der katholischen Volksseele gerecht zu werden.

Selbstverständlich hat auch der diesjährige Katholikentag, wie die Redner in Essen betonten und wie nachträglich die Zentrumsblätter hervorheben, die volle Einmütigkeit der Katholiken Deutschlands erwiesen. Das Geheimnis dieses Erfolges hat Herr Präsident Gröber verraten. Schon in der ersten geschlossenen Generalversammlung wies er mit besonderem Nachdruck darauf hin, daß man nach Essen gekommen sei, nicht um Meinungsverschiedenheiten vorzubringen, sondern um die Einigkeit des katholischen Volkes zu beweisen. Und in seiner Eröffnungsrede in der ersten öffentlichen Versammlung wurde er noch deutlicher. Er betonte auch hier wieder, wie notwendig die Einigkeit sei und meinte dann:

„Vermeiden wir alle Zersplitterungen auf unseren Versammlungen; lassen wir keinen Antrag zu, der auch nur von weitem so aussieht, als könnte er Kontroversen verursachen. Wir sind nicht dazu da, Kontroversen auszutragen, sondern die Einigkeit zu pflegen und zu fördern.“

Also Einigkeit unter völliger Verzicht auf die eigene Überzeugung; Einigkeit unter Vernichtung jeder Freiheit der Meinung; Einigkeit, die zur Charakterlosigkeit oder zur Schlotterie führt; Einigkeit, die jede Verhandlung zur Komödie, zum Betrug macht!

Um diese „Einigkeit“ auch statutenmäßig für die Zukunft zu sichern, sind in den neugeschaffenen Satzungen der Katholikentagsversammlungen Vorkehrungen getroffen worden zur Fernhaltung unbräunlicher Anträge. Solalkomitee und Zentral-

komitee und als Beratungsgesellschaft der Vorstand des Katholikentages entscheiden über die Zulassung der Anträge, die vier Wochen vor der Tagung eingereicht sein müssen. Anträge aus der Versammlung heraus — also auf den Katholikentagen selbst — sind in keiner Weise zulässig. Mit anderen Worten: jede freie Meinungsäußerung ist unterbunden, und demgemäß vollzieht sich auch die Erledigung der Anträge in den geschlossenen Versammlungen, die hier dahnungsweise unter völliger Teilnahmslosigkeit der Anwesenden nach kurzen Begründungsreden im Sinne der Ausschusseschlüsse abgehandelt werden.

In den öffentlichen Versammlungen ist jede Diskussion von vornherein ausgeschlossen. Wer hier, bei diesem politischen Gottesdienst, seine abweichende Meinung auch nur mit dem leisesten Zeichen von Mißfallen kundgeben würde, wäre sicher, zur höheren Ehre der katholischen Sache gehandelt zu werden — als Gotteslästerer, Tempelschänder und Teufelsbündler.

Was bleibt nun übrig von einem Katholikentage, dieser vielgerühmten Offenbarung katholischen Geistes? Nichts als eine mit viel Lärm und Glanz ausgestattete politische Demonstration des Zentrums, dessen Macher die Gelegenheit benutzen, ihre Partei den Regierenden als den Retter vor dem drohenden Umsturz und der gläubigen Masse als den Helfer in den Nöten der Zeit zu empfehlen. Alles auf den Katholikentagen geschieht, wie kein Redner zu betonen unterläßt: zum Wohle des Vaterlandes, zum Ruhme des christlichen Glaubens, zur Ehre Gottes. In Wirklichkeit geschieht alles zur Verbannung, Unterdrückung und Ausbeutung der Massen, zum Nutzen kapitalistischer Interessen, zur Befreiung ultramontanen Strebertums.

Die Staatsbehörden im anderen Lager arbeiten mit den Mitteln religiöser Begeisterung. Furra schreien die Nationalliberalen, Gelobt sei Jesus Christus anständeln die Liberalen; jene zitieren den Geist Bismarcks, diese führen dem entzückten Volke eine Eminenz im Scharlachkleide vor. Neuerdings, seit das Zentrum regierungs- und hoffähig geworden ist, fügt die Partei der Religiosität auch noch die Schalkheit zu. Die Zeiten des Kulturkampfes sind vorbei, wo die katholische Volksseele in freier Oppositionsluft auflockte, und noch weiter liegen die Tage zurück, da das hervorragende liberale Organ, die „Historisch-politischen Blätter“, heftig anklagende Rede gegen den Preußenstaat und das neue Reich brachte, wo es schrieb:

„Es fehlt dem preussischen Wesen ein gewisses Etwas zur Versöhnung der widerstrebenden Elemente: dieses preussische Wesen stößt vielmehr noch mehr ab, wo es näher herankommt, und schafft sich immer neue Gegner. Das mangelnde Etwas ganz genau zu bestimmen, ist nicht ganz leicht, ich glaube aber, man drückt sich am glücklichsten dahin aus: es sei der Mangel an Noblesse.“

Die deutschen Katholiken, insbesondere die preussischen, brauchen sich über einen Mangel an Noblesse seitens der Regierung nicht mehr zu beklagen; der ultramontane Adel braucht seine Spießlinge nicht mehr nach Oesterreich in den Heeres- und Staatsdienst zu schicken; die katholische Bourgeoisie braucht nicht mehr um die Anstellung und Beförderung ihrer Söhne besorgt zu sein. Das hat sich alles gründlich geändert, und so lassen sich denn die Katholikentage unserer Zeit von keiner Veranstaltung der Nationalliberalen an Beweisen guter Gesinnung überbieten. Der Name des Kaisers wird mit nicht geringerer Verehrung als der des Papstes genannt; die Festsetzung des Essener Katholikentages bezeichnete Wilhelm II. als den „mächtigsten Herrscher der Welt“; die mehreren Hochs auf den Kaiser erlangen mit brausenber Kraft, und die Verlesung der kaiserlichen Antwort auf das Ergebnisstelegramm des Katholikentages wurde mit jubelndem Beifall aufgenommen. Immer wieder, vom schlechten Arbeiter aus der M. Gladbacher Werkstatt bis hinauf zur Emmer im prunkenden Scharlachgewande, hörte man die Redner versichern, daß die Ergebnisse des katholischen Volkes gegenüber dem Thron unerschütterlich fest und verlässlich, daß die Kirche der sicherste Schutz gegen die Gewalten des Umsturzes sei, und in dieser Empfehlung Klang der Katholikentag aus, indem der Kardinal Fischer zum Schluß einen Appell richtete „an alle Deutsche, die mit uns noch glaubten an Gott den Herrn im Himmel und seinen menschengewordenen Sohn, daß sie sich mit uns vereinigen und mit uns gemeinsam Front machen gegen die unheimlichen Mächte, die am Marke des Volkes nagen und ihm die Errungenschaften der christlichen Kultur zu rauben suchen“.

Das Zentrum tritt an die Spitze der staatsbehaltenden Parteien; es stellt die gewaltige Organisation der Kirche in Dienst der kapitalistischen Gesellschaft, um diese zu retten vor dem Aufsturm der klassenbewußten Arbeiterbewegung. Und um sein proletarisches Gefolge, dem es mit der Staatsrettung allein nicht genügt ist, zu befriedigen, schafft das Zentrum einen Schein der Arbeiterbewegung: die Arbeiterbewegung auf christlicher Grundlage; verkündet es, daß nur die Kirche imstande sei, die Lage der Arbeiter wirksam zu

bessern; läßt es die Welt wissen, daß der Katholikentag in Essen unter dem Zeichen der sozialen Frage stehen werde.

Überdies hat man in Essen einen Mann zum Präsidenten des Katholikentages gekürt, dem rühmend nachgesagt wurde, daß er der Sohn eines Arbeiters nicht allein, sondern sogar eines armen Arbeiters sei; man hat einen schlechten Mann, nachdem man ihm einen Frack angezogen hatte, zum Vizepräsidenten gemacht; man hat der Beamtin eines Arbeiterinnenvereins als „Gutachterin“ das Wort verschaltet; man hat anderthalb Dutzend Anträge zur sozialen Frage in der letzten kümmerlichen Stunde des Katholikentages abgehandelt, ebenso viele Beschlüsse gefaßt über Kleinigkeiten, um sich an den wichtigen Fragen, die die Arbeiterklasse bewegen, schon vorbeizubringen; man hat den Arbeiter-, Gesellen- und Krappvereinen der Umgegend gestattet, die Straßen der Stadt Essen zu bevölkern und hinter ihren Fahnen im Sonntagsstaat vor Antonius Fischer, Erzbischof von Köln, vorbeizuziehen — wenn das nicht genügt, als Nachweis für die arbeiterfreundliche Gesinnung des Zentrums, der ist versallen den „unheimlichen Mächten“, zu deren Vernichtung das katholische Volk seine ganze Kraft aufwenden will.

Einen Unterschied der Stände wird es immer geben — diesen Grundsatz der christlichen Sozialpolitik hörte man, so schreibt der „Vorw.“ mit Recht, auch in den Tagen der schwarzen Woche von Essen wiederholt verkünden. Der Satz fiel uns ein, als wir am Sonntag den langen Arbeiterzug sich durch die Straßen der Kohlen- und Eisenstadt bewegen sahen: Gestalten mit allen Zeichen eines zu Mühe und Not, zu Unfreiheit und Unwissenheit verurteilten Daseins, die nach einem kurzen Tage der Muße am anderen Tage wieder der ewig harten Fron und dem gewohnten Elend anheimfielen.

Und wir gedachten wiederum des Satzes, als wir während der ganzen Essener Woche die studierende Jugend des katholischen Volkes in den Straßen der Stadt umherlungern sahen, heraufgeputzt nach allen Rünften feudaler Studentenart, von Kaeipe zu Kneipe ziehend, um in der Früh, mit übernächtigen Gesichtern, die Wege der Arbeiter zu kreuzen, die nach der Stätte ihres Schaffens eilten.

Es waren die künftigen Führer des katholischen Volkes, die nach dem Bibelwort leben: Dienet dem Herrn in Frömmigkeit!

Für die anderen, die blaffen Gestalten vom Sonntag, gilt der Spruch: Dienet dem Herrn in Arbeit und Hunger!

Denn es muß, nach christlicher Soziallehre, immer einen Unterschied der Stände geben.

## Politische Studien.

Deutschland.

Fürst Bülow und die Kolonialaffäre. Das Organ des Herrn Erzberger, das Stuttgarter „Deutsche Volksblatt“, veröffentlichte am 15. August einen Artikel, dessen Spitze sich ganz unverkennbar gegen sehr hoch besetzte Personen richtete. In diesem Artikel wird ausgeführt, das „Berliner Tageblatt“ hätte vor einigen Tagen auch darauf hingewiesen, daß Boeplow schon vor längerer Zeit und besonders in einer Eingabe vom 22. November 1904 dem Herrn Reichskanzler auf die einer Abhilfe dringend bedürftigen Mißstände innerhalb der Kolonialverwaltung aufmerksam gemacht habe. Das sei richtig. Denn in der genannten Anzeige des damaligen Geheimen Sekretariatsassistenten an den Herrn Reichskanzler heiße es nach zuvoriger Ausführung sehr schwerwiegender Tatsachen wörtlich: „Als Angehöriger des Deutschen Reiches halte ich mich nicht nur für berechtigt, sondern sogar direkt für verpflichtet, Eurer Excellenz, als dem verantwortlichen Reichskanzler, vorstehendes und erforderlichenfalls weiteres anzuzeigen, da die bewegten Handlungen und Unterlassungen insofern gemeingefährlichen Verbrechen gleich zu achten sind, als sie Gut und Leben unserer Landeskunde gefährden und bereits schwer geschädigt haben. Das deutsche Volk hat seine Angehörigen und sein Vermögen zu besseren Zwecken nötig, als daß es beides der Selbstsucht und den Verbrechenlaunen einzelner zum Teil von Regierungsbeamten direkt protegiert, unehrenhafter Beamten opfert. Der Wunsch Friedrichs des Großen in seinem politischen Testament für Preußen, daß letzteres stets mit Ehrlichkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werde, daß es durch die Milde der Gesetze der geeignetste, mit Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete und durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlen Ruhme strebt, allezeit der am besten verteidigte Staat sein möge usw.: Dieser Wunsch gilt jetzt selbstverständlich auch für das Deutsche Reich. Um diesen Wunsch des deutschen Volkes aber zu erfüllen, ist, wie Eurer Excellenz wohl nicht zweifelhaft sein wird, in der Kolonialverwaltung eine Reform an Haupt und Gliedern, d. h. in der Kolonialabteilung hier wie in den Schutzgebietsverwaltungen erforderlich. Es ist in dieser Zeit allgemeiner Unzufriedenheit und Gärung doppelt notwendig, daß Eurer Excellenz mit den



erwiesenen unfähigen und selbst verbrecherischen Elementen im Beamtencorps aufzuräumen. In dem ich von einem bisher schlecht unterrichteten Reichskanzler an einen besser zu unterrichtenden Reichskanzler appelliere, rufe ich: »videant Consules ne quid detrimenti republica capiat!...«

— Auf diese Eingabe des durch seine amtliche Information über die koloniale Wirtschaft authentisch informierten Beamten erfolgte — so berichtet das Organ des Herrn Erzberger — nicht. Es sei denn, daß man den Versuch gemacht habe, diesen Beamten — für sich selbst zu erklären!

**Nationalliberale Mäße.** Wegen der Forderung der Steuer redet die „National-Zeitung“ dem Reichsverband der nationalliberalen Jugend, der nächsten in Hannover tagen wird, gut zu, daß er nur die nationalliberale Reichstagsfraktion nicht bewegen kann sehr angelegentlich, weil sie diese Steuer auf dem Gewissen hat. Alles flücht, wenn das Baustellungs-Geld, auch in der Politik. „Daher wird man im Laufe der Zeit eine Veränderung der Parteien erwarten dürfen, die diese Steuer mit sich bringt, sei es gelegentlich der Präsidentschaftswahl, sei es gelegentlich einer allgemeinen künftigen Steuerreform. Banzett haben wir sie und müssen sie tragen.“ Ob sich die nationalliberale „Jugend“ durch solche blöden Verlegenheits-„Kroch“ zu fasten Schwämmen wiegen lassen wird, ist höchst gleichgültig. Dem Strafgericht werden die Helfershelfer Stengels auf keinen Fall entgehen. Der Tag, an dem mit der Garde der Steuerhelfer abgerechnet wird, ist nicht mehr fern.

**Was zu welchen Widerlichkeiten der Byzantismus hinabfällt,** zeigt ein Artikel in der „Nat.-Ztg.“, der sich mit dem König Edward von England und seinem Vadaufenthalt in Marienthal befaßt. Man liest dort Sätze wie folgt:

„Ein Hauptinteresse bringt das Kurpublikum natürlich (!) der Kleidung des Königs entgegen. „Haben Sie ihn heute schon gesehen, und was hat er angehabt?“ das ist jetzt die ständige Frage aller Bekannten. Nun, zur Beruhigung für die, die nicht des Vergnügens teilhaftig werden, mit „Duke Edward“ zugleich Kurgeist hier zu sein: der König trägt Morgens weiße Beinkleider, mit welchen er, wie ein Berliner Wählung behauptete, das Wetter verdirbt, da es jeden Tag einige Stunden regnet, blaue Weste und Jodet und weiße grauen Filzhut. Nachmittags sieht man den Herrscher Englands meist mit einem grauen Modeanzug, farbiger Krawatte mit kleiner Brillantnadel und feinem grauen Filzhut mit breitem schwarzen Band. Beim Gehen führt sich der König auf einen ziemlich hohen Stuhl, da ihm ungewöhnlich sein vor einiger Zeit gebrochener Fuß noch Beschwerden verursacht.“

In einem anderen Satze heißt es:

„Nach dem Kirchgang begrüßen die diversen, ebenfalls zur Kur hier weilenden Fürstlichkeiten im „Hotel Weimar“ den König, wo er auch die Guldigung der österreicherischen Offiziere empfing, denen er jedem einzelnen die Hand reichte. Ein junger Leutnant schenkte dem wackelbeinigen Königsstuhl, den König Edward gerührt hatte, seiner Angebeteten, die ihn einrahmen und so zum Andenken aufbewahren will.“

Dieser wackelbeinige Byzantismus ist nicht einmal neu. In Berlin gab es früher ein Original von Frau. Diese Dame bewahrte einen eingerahmten Handschuh auf, den sie einst getragen hat, als ihr Friedrich Wilhelm III. die Hand drückte. Unter dem Handschuh im Rahmen standen die erschütternden Worte zu lesen: „Mein König hat mir daran je fast.“ — Ferner heißt es in dem Artikel:

„Der Herzog von Leuchtenberg verschmätzt jedes Jagdlohn, ebenso wie der jüngere Koburger, der hier das besondere Wohlgefallen aller Damen und Dämonen erweist. Sein hoher Gang, seine edle Gestalt usw. (siehe Bildmann). Und eine jede seiner Anbetenden leuchtet wie ein Stern: „Ach, kann ich fassen und halten ihn, und küssen ihn, so wie ich will“, an seinen Küßen vergönnen soll.“

Geliebten ist diese erotische Götterkurgie von einer Dame; die mich ja ihr Geschlecht kennen! Das Schöne ist aber doch der Hymnus auf die Vademanne, in der König Edward seinen Körper hat. Da heißt es wörtlich:

Um 12 Uhr mittags kommt Edward VII. sein Bad. Des Ferdinand Brunner ist es vergönnt, seine heilkräftigen, narkotischen Wasser dem königlichen Gaste zu spenden, und die Füßspende, die für 10 Kronen jedem auch nichtfürstlichen Besucher zur Verfügung steht, ist sehr begehrt. Man dachte sich das Glück, die Wasser benutzten zu können, vor ein König seine geliebte Person anzuheilen.

Von dem König Jerome von Westfalen von Napoleon und seiner Gattin Scherzhafter heutzutage Unterthanen in der Zeit des Rheinbundes, berichtet man, er habe einen lustigen Leib in der Romagna, und dieser Romagna wurde vom Kaiser Napoleon für hygienische Zwecke in der Hand gegeben. Möchte man nicht annehmen, daß Napoleon, dem es „vergönnt“ ist, die elstigen köstlichen Wasser König Edward zu spenden, würde gleichfalls begeisterte Anhänger finden? Auf es, sagt selbst die bürgerliche „Berliner Volkszeitung“ dazu, die Füßspende anzunehmen und muß es nicht zur Romagna-Besuchung treiben, wenn sie sich in so widerwärtiger Weise angehängelt sehen, daß man sich um die Vademanne reißt, der es „vergönnt“ war, den Leib eines Königs auf eine Viertelstunde zu heben?

**Freisinnige Kolonial-Illusionen.** Gleich Herr Erzberger benehmen auch freisinnige Politiker die Kolonialstandale, um sich als strenge Hüter der politischen Moral aufzuführen. So sprach auch der Abgeordnete Koppich am Donnerstag im Reichstagen im Namen der Reichstagsfraktion über „Kolonialfreunden“. Nach 22 Jahren deutscher Kolonialpolitik, führte er nach der „Frei. Ztg.“ aus, sei es angebracht, eine Bilanz derselben zu ziehen. Das Resultat sei kein erfreuliches, alle Voraussetzungen von Ludwig Reuberger. Fitz Hupp und anderer freisinniger Gegner der Kolonialpolitik hätten sich erfüllt. Dativenerartig sind die Ausgaben für die Kolonien angewachsen, von 348 000 Mark im Jahre 1885 sind die Ausgaben im Jahre 1905 gestiegen auf 200 Millionen Mark. Die Ausgaben

dieses Raslos unserer kolonialen Wirtschaft seien sehr verschiedenartig. In der Verwaltung herrsche Systemlosigkeit, es seien Grundzüge, nach welchen in den Kolonien gewirtschaftet werde. Eine wenig glückliche Hand habe man bei der Auswahl der Beamten gehabt. Die Kolonien seien jetzt eine Art Versorgungsanstalt für Männer, die im Vaterlande aus irgend welchen Gründen nicht vorwärts kommen können, es mache sich eine Vetterwirtschaft bemerkbar. Die Folge sei ein Bureaukratismus in der Verwaltung, von der Neben- ein-erzählige Beispiele zum besten gab. Weiteres Uebel sei in den Kolonien das Korruptionsschweigen, das zur Verhinderung einzelner Privatgesellschaften führe, und schließlich die falsche Eingeborenenpolitik. Die Landfrage in Verbindung mit Arbeitlosigkeit bei ungezügelter Bevölkerung, zeitlichen Rücksichten und harten Gesandtschaften treiben zu Aufständen. Besonders eingetragene Beispiele. Auf die Reichstagsfraktion in der Kolonie Kamerun unter dem Gouverneur Fatio v. Pottamer, schließlich die Frage aufzuwerfen, ob Frau v. Gernow (Baronin v. Schmidt) nicht hätte mit, die zu einem ihre Beziehungen zu Afrika schillernden Dache von Gouverneur v. Pottamer schreibe, er sei im „sicheren Besitze einflußreicher Beziehungen, mit deren Hilfe man schließlich über alle Grenzen und Hindernisse hinweg fortzubringen.“ Die Haltung des Herrn v. Pottamer zur Frage der Freiheit und nicht ohne Doppelmehrheiten hätten mehr zur Erschütterung der monarchischen Ordnung im Reich beigetragen, als es eine sozialdemokratische Agitation jemals zu tun vermöchte. Nach dem Bankrott der bisherigen Kolonialpolitik sei nunmehr eine Besserung an Haupt und Gliedern notwendig. Andere Grundzüge mußten maßgebend sein für die Verwaltung. Man müsse abkommen von dem Gedanken, daß nur der Junker und der Offizier geeignet seien zur Verwaltung in den Kolonien. Der Reichstag würde eine noch stärkere Kontrolle ausüben haben, die Hauptaufgabe falle aber dem Volk zu. Nach kurzer Debatte nahm die Versammlung einstimmig folgende Resolution an: „Die vom Fortschrittlichen Verein in Berlin einberufene überaus zahlreiche öffentliche Volksversammlung verurteilt aufs schärfste die das heutige Ansehen kränkelnder Vorgänge innerhalb der Kolonien und deren Verwaltung und erwartet, daß der deutsche Reichstag durch eine besondere Kommission alle diese Vorgänge einer eingehenden Untersuchung unterwerfen und dafür Sorge tragen wird, daß eine das Rechts- und Volkswohl betreffende Eühne herbeigeführt wird und wiederum Rechtlichkeit, Ordnung und Sparsamkeit in der Verwaltung der Kolonien Platz greifen zum Wohle für das deutsche Volk.“ — Von einer Ablehnung der Kolonialforderungen war also mit keiner Silbe die Rede. Die freisinnigen Kolonial-Illusionen wagen sich also in der optimistischen Hoffnung, daß nunmehr die Kolonialpolitik nicht mehr zur Besorgung entgleister Junkersprossen und Vereinerung kleiner Kapitalisten leicht beugt werde!

**Die Monopolisierungstendenzen im Ressort Pottamer** haben nach der „Frei. Ztg.“ auch auf dem Gebiet der dem Landwirtschaftsministerium unterstellten Wasserverwaltung für die Betriebe fiskalischer Mineralwasser eigentümliche Verhältnisse gezeitigt. Nachdem seit dem vorigen Jahre die Gruppe der sogenannten anerkannten Mineralwasser-Großhändler, durch die Maßnahmen der Regierung unterdrückt, die hygienisch und wirtschaftlich recht bedenkliche Monopolisierung dieser Sal- und Sulfatwasser durchgeführt, konnte nur diese Gruppe von einigen dreißig durch die Regierung anerkannten Großhändlern mit recht erheblichem Nutzen von der staatlichen Wasserverwaltung diese begünstigen. Den außerhalb des Ringes stehenden Abnehmern wurde durch die staatliche Versteigerung der Wettbewerbs so gut wie unmöglich gemacht. Als Ursache eine Veränderung dieses der Staat schädigenden Monopolismus herbeizuführen, waren bisher erfolglos. Die Wiesbadener Regierung insbesondere soll sich bei ihrer ablehnenden Haltung auf den Ministerialrat berufen, aber gleichzeitig die Befehlsgebung dieses Erlasses an den Reichsminister des Reichs und seine noch für unzulässig erklärt haben. Die Wasser-Verwaltungsbüro verweigert sogar die Aufhebung eines von der Verwaltung der neuen Monopolisierungsberechtigungen geschlossenen Lieferungsvertrages und macht die Lieferung von der Unterzeichnung unter die neuen Bedingungen abhängig. — Es wäre interessant, den Wortlaut des Ministerialratsbeschlusses zu kennen. Es werden auch die Rechte der Mineralwasser-Betriebe auf eine wucherliche Höhe gebracht zugunsten einer Kapitalisten Klasse.

**Herr Liebermann v. Sonnenberg.** „Was dem Leben eines deutsch-englischen Patriarchen“ veröffentlicht der „Frei. Ztg.“ ein Nachtrag zu der letzten Reichstags-erörterung allerhöchster Jahresnummer. Es handelt sich um Herrn Liebermann von Sonnenberg, von dem folgende merkwürdige Geschichte erzählt wurde: Einer der glühendsten Anhänger des Herrn Liebermann von Sonnenberg war vor einiger Zeit ein Kaufmann in Berlin. Weil er für die antimilitarische Bewegung des Herrn von Liebermann viel Geld hingab, so hielt er sich „ablig“ Geborene nicht unter seiner Würde, sich mit dem „gemeinen“ Bürgertum zu befreunden. Einmal, bei solchem Anlaß noch vollkommenem Wohlsein, brachte nun der Kaufmann voll Begrüßung einen Lauspruch auf Herrn Liebermann von Sonnenberg aus, der in die Worte auslief: „Wir wollen Herrn Liebermann hochleben lassen!“ Prosa ergriff sich der also Gefeierte und sagte: „Ich heiße nicht Liebermann, sondern von Liebermann.“ Seit dieser Zeit soll sich die Begrüßung des Kaufmanns für die Liebermannsche Sache merklich abgekühlt haben, so daß er keine Anzeichen dafür zeigt hatte. Sehr zum Leidwesen des eben erwähnten wie gebührenden „Freundes“. — In einem „staudenmäßigen“ Coupé 2 Klasse, zwischen Kassel und Treysa, soll einst Herr Liebermann von Sonnenberg über die getreuesten seiner heftigsten Wähler folgende Äußerung geäußert haben: „Meine Schwärmer Bauern sind freu wie die Hunde, aber bredig wie die Schweine.“ Das Schlusskapitel trägt die pikante Ueberschrift: Der sterbende Löwe und behandelt die parlamentarische Sentimentalität Liebermann von Sonnenbergs; es heißt dazu: „Allerdings im Reichstag ist er jetzt vollkommen unfähig.“ Das kommt von seiner leibigen Gedächtnislosigkeit, welche neuer-

dings so bedeutend ist, daß er auch die kleinen Reden sorgfältig memoriert und vom Manuskript abliest. Wird ihm das freie Denken und Sprechen äußerlich schwer, so fällt ihm doch das Lesen sehr leicht. Denn das Buch schafft immer einen gerechten Ausgleich, und wenn ein Organ verstimmt, so geht es bei anderen um so besser. Bei Herrn von Liebermann ist es also das Schwermögen, das ausgleichend funktioniert. Ich neige sehr zu ihm hin. Und ich kann er lassen damit aufsetzen.“ Also offenbar sind die merkwürdigen Ueberschriften.

**Rußland.** Noch nicht verheiratet? Die „Frei. Ztg.“ meldet: Die Sozialdemokraten Parvus und Dronitsch befinden sich noch in Petersburg inhaft; sie werden die Reise in die sibirische Verbannung als Strafe erhalten.

**Die Agrarverhältnisse.** Die Agrarbewegung ist jetzt im schneidenden Wachstum begriffen. Die Größe der Herren, meist von der Partei vertrieben, die Dörfer der Güter werden außerordentlich. In der Wirtschaftsgewerbe wird Feuer gelegt. Wieder mehr sind die Fälle von Ausplünderung und Mordanschlägen der Herrschaft. Die Unruhen breiten sich über eine große Anzahl (Wladimir, Wjasma). Die Emobodnaja (19. August) meldet: „Wie nur möglich ist, erhält der Bauer vorband täglich besserer brotender Maßnahmen von der ständischen Stämmen der Bauern. Das ganze Wolgarebiet, die Ukraine (Kaschanka) der nördliche Teil Transkaukasien sind von der Gärung ergriffen. In den anderen Gegenden ist die Stimmung eine gehobene.“ Unruhigsten geht es dort zu, wo die ländlichen Streiks zur Erzielung hoher Arbeitslöhne geführt haben. Die Antwort auf die Unruhen sind neue Repressionen. Es kommen wieder Nachschüsse von blutigen Zusammenstößen. Nijtschewskaja (19. August) bringen ausführliche Meldungen über die Unruhen in Galizien, Gouvernement Saratow. Drei Personen wurden von den Soldaten auf der Stelle getötet, ungefähr 30 verwundet. Inzwischen führen die Unruhen zu Organisationsverfahren der Bauern; im Kreis Wologda, Gouvernements Kostroma, ist das Bestreben vorhanden, einen „Bauernrepublikanertrot“ zu wählen (Towaritsch, 21. August). In Petersburg vergriffen sich die Bauern gewöhnlich nur dann, wenn sie stark provoziert sind; in Ufa, Gouvernement Minsk, hat der junge Fürst Smiatopolski, Sohn des Fürsten, ein 48jähriger Bögling der Rechtschule, selbst an der Spitze der Straßkämpfe, die Bauern, Männer und Frauen, mit Kugeln durchgepepelt; in derselben Nacht wurde der Herrschaft der Fürstin niedergebrennt, und der junge Fürst entkam durch die Flucht dem Bauerngericht (dieselbe Zeitung). Die beherrschenden Repressionen gestatten sich weder bloßstellen äußerlich genant. In den Kreisen Jekobskaja und Simferopol (Krim) erhielten eine Strafbestrafung von Jagutschen (aus dem Kreis Kammer der Kreise); dann sah man auf dem Wege Scharen stehender Frauen, die wie wahnhaftig laut schrien, und galoppierende Frauen mit Flüchtlings, die Ungläubigen von der Grausamkeit der Jagutschen erlähnten; diese Ketschmannen der Regierung waren bekannt, sie verschonten sogar nicht die Säuglinge, sie vergewaltigten die Frauen, sie verflüchteten die Männer; im Kreise Krasnodar von Karaschajar wurden eine Frau und ein Mann gebracht, bei denen der Leib aufgeschlitzt und noch mehrere Wunden vorhanden waren (dieselbe Zeitung). Das ist „Begrüßung“.

**Weitere Attentate.** Am Sonntag Abend ist in Peterhof bei Petersburg der Kommandeur des Semjonowtschen Regimente, General Minn, getötet worden. Weitere Nachrichten belegen: General Minn befand sich auf dem Bahnhof in Peterhof mit seiner Familie, als ein junges Mädchen sich ihm näherte und fünf Revolverkugeln auf ihn abfeuerte, die den General in den Rücken trafen. Frau Minn ergriff die Hand des jungen Mädchens, das sofort verhaftet wurde. Danach zeigte es der Polizei eine auf dem Bahnhof liegende Bombe und hat sich in acht in nehmen General Minn beschuldigt. — Montag Nachmittag, wurde in Warschau der Kommandeur General Wonschewski, als er in einer Droschke durch die Wüstung fuhr, von einem Unbekannten erschossen. Der Täter ist unbekannt. Am Sonntag Abend, um 9 Uhr wurde in Bengalia (Russisch-Polen) der Kommandeur der Polizei der Wüste geworfen. Der Kommandeur der Polizei war zwei Polizisten wunden getötet, ein Polizist tödlich verwundet. Die Tat ist ein politischer Akt. Die Todesurteil erhalten hatte, war bei einer Patrouille, die am Montag einer Juden tötete. Nach der Tat gab es Kosten eine Salbe ab und verwundeten Pfanden. Die Täter entkamen.

**Die Angst der Zarenkinder.** Die „Sibirische Ztg.“ meldet aus Petersburg, daß die böchsten militärischen und zivilen Verwaltungsbekannt von Dzejja böhlich in corpore ihren Absichten einzustellen. Demnach befinden sich Oberkommandant General Kaulbars, Generalgouverneur Krongolow und der Stadtkommandant.

**Ueber die Persönlichkeiten der Ermordeten bei dem Attentat auf Stolypin** ist noch zu melden, daß der halbe Attentäter, der Blau trug, in dem Nacht-Prospekt wohnte und als Student Datschew vom Nigaeer Polytechnikum angebeidelt war. Von dem Verletzten sind noch zwei anderen, ferner der Rutscher des Landaners.

**Oesterreich-Ungarn.** **Justiz-Schlamperei.** Eine Justizkommission von höchster Seite wird aus Wien nach Prag geschickt. Ein justizministerialer Vize hat sie ersuchen, sondern ein Banzell hat da ein zum Hochadeln außerordentliches Stück Wichtigkeit aufgeweckt. Die Geschäfte sind schon vor ein paar Jahren an 1897 ging im Teischen-Hohenbacher Gebiet ein Protestsummel los, weil irgendwo eine tschechische Schule errichtet werden sollte. Die Aufregung war so groß, daß der Bezirkshauptmann Militär und Gendarmerie gegen die Protestierenden aufmarschieren ließ. Auf dem Marktplatz zu Teischen wurde gefeuert. Im Gebränge geriet auch ein 17-jähriger Mensch, Emil Postendorfer aus Teischen, in die Nähe der bewaffneten Macht. Er wurde in den Brustkasten eines Hotels gedrängt; dort sollte ihn aber







gangs für sich Vorbereitungen traf, später einmal im Arbeiterausschuss Kritik an Handlungen zu üben, durch die der Assistent Schärer nach seiner Meinung die Interessen der Arbeiterschaft verletzte, die er, Sieth, amtlich zu wahren hatte. Wenn der Stier Magistrat so vorgeht, so handelt er ja in dem Sinne, daß Gedanken nicht mehr zollfrei sind. Solche Maßnahmen werden sicherlich nicht die Zustimmung der Öffentlichkeit finden, die Einrichtung des Arbeiterausschusses wird dadurch absolut wertlos für die Arbeiter, der § 14 der Arbeitsausführungsordnung, welcher einen Schutz für Arbeiterauschussmitglieder vorstellt, wird zur Seifenblase.

**Rostock.** Beim Spiel extrant der achtjährige Sohn des Kaufmanns H. Bölte. Der Knabe hatte mit seinem Bruder auf einem in der Warnow liegenden Brahm gespielt und wird wahrscheinlich ausgeglitten sein. Als man ihn endlich herausfischte, waren Wiederbelebungsversuche erfolglos.

**Wilhelmshaven.** Lustmord. Am Sonnabend Vormittag wurde, wie schon kurz berichtet, wieder eine Leiche aus dem Kanal gezogen. Es ist die etwa 29jährige Frau des Schmieds Loers aus der Grenzstraße, die nach einer unwesentlichen häuslichen Differenz am Mittwochabend ihre Wohnung verließ und seitdem nicht mehr gesehen wurde. Sie war sehr nervös, fränklich und besand sich in gelegenen Umständen. Auch war ihr vor kurzem ein ihrer drei Kinder verstorben. Am Sonnabendmorgen nun fand man ihre Leiche im Kanal, in der Nähe der Deichstraße, völlig entkleidet und mit einer schweren scharfen Beilwunde am Kopfe. Auch soll sie eine Stichwunde haben. Die ärztliche Untersuchung hat ergeben, daß es sich um einen Lustmord handelt. Drei junge Leute, die mit der geistig zuweilen nicht mehr normalen Frau herumgezogen sein sollen, sind bereits verhaftet worden. Die Leiche befindet sich im Wilhelmshavener Reichenhauke.

**Beide Nachrichten.**

**Breslau.** Durch Hirschschlag im Manövergelände bei Fallenberg sind 5 Soldaten des Infanterie-Regiments Nr. 11 und Nr. 51 sowie bei Zülz 4 Reservisten des Kaiser Jäger Bataillons gestorben.

**Krossen a. d. Oder.** Der 21jährige Dienstknecht Paul Kaufschke feuerte auf seine Mutter, die sich gemeigert hatte, ihm Geld zu geben, mehrere Revolverschüsse ab,

durch die sie im Gesicht und auch an den Händen erheblich verletzt wurde. Der Täter ist verhaftet worden.

**Zerbst (Anhalt).** Den Tod auf den Schienen hat ein Deserteur der 8. Kompanie des hiesigen Bataillons des Anhaltischen Infanterieregiments Nr. 93 gesucht. Er ließ sich in der Nähe von Bages von einem Schnellzug überfahren und erlitt tödliche Verletzungen.

**Essen.** Auf der Beche Bruchstraße stürzte ein Stamin, der abgebrochen werden sollte, nach der verkehrten Richtung ein, wodurch ein Holzmeister lebensgefährlich verletzt wurde.

**Aus dem Leben.**

**Von der Militärjustiz.** Das Oberkriegsgericht in Stuttgart beurteilte den Revolver-Täter E. L. H. vom 120. Infanterieregiment wegen tätlichen Angriffs auf einen Vorgesetzten zu Entfernung aus dem Heere und 5 Jahren 3 Monaten Gefängnis. — Über das Verbrechen zu diesem ungeheuren Verbrechen wird man hoffentlich noch Näheres erfahren. Bisher ist der Vorgang nur von den „Erziehern“, die die Leute so lange bis auf Blut bringen, bis es mit der Geburt des einen oder anderen zu Ende ist und dieser sich gegen den Peiniger wehrt. Dann erfordert es die Disziplin im Heere, sich Urteile gefallen zu lassen, wodurch das Leben der Angehörigen vernichtet ist.

**Literarisches.**

**Neue Literatur.** Im Verlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin, ist neben in zweiter, neu durchgesehener und erweiterter Auflage erschienen: Sozialdemokratie und Antijehemismus von August Bebel. Es ist der Sonderdruck der Rede, die Bebel über diese Thematik auf dem Parteitag in Köln gehalten hat. Die Broschüre war seit längerer Zeit vergriffen. Die empörenden Judenverfolgungen in Rußland und die Haltung der deutschen Antijehemistischen Presse zu diesen Schandtaten der russischen Reaktion gaben dem Verlag Veranlassung die Schrift neu herauszugeben. Bebel legt gerade den prinzipiellen Gegensatz zwischen Sozialdemokratie und Antijehemismus fest und erklärt die antijehemistische Bewegung aus den historischen Ursachen und den sozialen Verhältnissen. Im Anhang weist Bebel nach, daß die Juden die wirklichen Feinde des Kleinbauern sind, und in einem, der neuen Ausgabe beigefügten Nachtrag berührt er die russischen Zustände, die zu den dortigen Judenmorden geführt haben. Der Preis für die Broschüre ist 75 Pf., eine Agitationsausgabe kostet 30 Pf.

In demselben Verlage ist erschienen: Die Mutter. Ein Beitrag zur Frage der Fürsorge für Schwangere und Wöchnerinnen. Von Lily Braun. Preis 50 Pfennig; Agitationsausgabe 20 Pf. Auf der Tagesordnung der diesjährigen Frauenkonferenz in Mannheim steht u. a. auch die Frage der „Fürsorge für Schwangere und Wöchnerinnen“. Zweifellos ist es eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialpolitik, die erwerbstätige verheiratete Frau vor dem schädigenden Einfluß zu bewahren, den die Arbeit auf die geschlechtlichen Funktionen des Weibes und auf die Entwicklung der ganzen Generation ausübt. Diese Frage des Arbeiterinnenbeschutzes gewinnt mit der raschen Zunahme der Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen immer größere Bedeutung. Die Verfasserin zeigt zunächst, welchen Umfang die Frauenerwerbstätigkeit hat, die Entwicklung derselben auf die gesundheitlichen Verhältnisse der Arbeiterin und auf das Familienleben der Arbeiterklasse. Sie schildert dann die Unfruchtbarkeit des Schutzes auf diesen Gebieten und eröffnet Vorschläge, wo die Sozialreform einzusetzen hat, um wenigstens die schlimmsten Folgen der kapitalistischen Ausbeutung von dem heranwachsenden Geschlecht abzuwenden. Beide Schriften sind in allen Buchhandlungen erhältlich und können auch von jedem Kolporteur bezogen werden.

**Das Arbeitersekretariat**  
(unentgeltliche Auskunftsstelle für Jedermann)  
ist geöffnet an Wochentagen von 12-2 Uhr mittags und von 6-7 1/2 Uhr abends.  
An Sonn- und Festtagen, sowie Mittwoch Nachmittag geschlossen.

Sonntag vormittag entschlief sanft nach langem schwerem Leiden unsere liebe Tochter, Schwester und Schwägerin

**Adele**

im 24 Lebensjahre Tiefbetrauert von den Ihrigen.  
**Heinrich Gröning und Frau,**  
Stödelstraße, 27. August 1906. geb. Stumm.  
Die Beerdigung findet am Mittwoch den 29. August, vormittags 10 Uhr vom Trauerhause aus nach dem Stödelstraße Kirchhof statt.

Dienstag abend entschlief plötzlich unser lieber Ewald im zarten Alter von 1 Monat. Tief betrauert von seinen Eltern Th. Nilson und Frau, Albertine, geb. Klipp.

**Danksagung.**

Allen denen, die meiner lieben unvergeßlichen Frau, meiner Kinder treuherzigen Mutter die letzte Ehre erwiesen und ihren Sarg so reich mit Kränzen schmückten, insbesondere Herrn Pastor Bernhard für die trostreichen Worte am Sarge anderer lieben Entschlafenen unsern verbindlichsten Dank.

**Ernst Rehsöft und Kinder.**

**Möbliertes Vorderzimmer**

zu vermieten Fleischerstraße 19.  
Zum 1. Oktober eine kleine Wohnung, Preis 100 Mk. Fleischerstraße 6

Zum 1. Oktober zwei- u. Dreizimmerwohnung zu vermieten Konalsstraße 11.

**Gesucht eine Wohnung**

vor dem Kurator im Preise von Mk. 160-180. Off. u. F. B. an die Exped. d. Bl.

Gesucht ein helles, heizbares Zimmer, passend für einen Mann, welcher etwas Tischlerei betreiben will. Off. u. G. O. P. an die Exped. d. Bl.

Gesucht von jungen Eheleuten eine Wohnung zum Oktober im Preise von 160 bis 200 Mk., vorm. Hofstentor. Off. u. P. L. an die Exped. d. Bl.

Eine al. e. gutgehende Trittschneidmaschine und eine eiserne Kinderbettstelle zu kaufen gesucht. Off. mit Preisang. u. B. an die Exped.

**Reißbrett mit Reißschiene**

zu kaufen gesucht. Ang. u. L. W. an die Exped.

**Zu verkaufen ein Handwagen**

Hofstraßenstraße 24.

**Ein kleines Geschäftshaus**

mit guten Kellerräumen, worin seit 12 Jahren Krämerie betrieben, ist preiswert zu verkaufen. Off. u. F. M. an die Exp.

**Sehr schöne Ferkel** zu verkaufen Strudmühle.

Am Sonnabend ist im Metallarbeiter-Bureau ein Schirm umgetauscht worden. Es wird gebeten, selbigen dort wieder abzuliefern

Die gegen Herrn Franz Nürnberg gefagte Klage nehme ich hiermit zurück.  
**Erhard Johansen.**

**Guter bürgerlicher Mittagstisch** à 50 Pfg. Erdgestraße 9, 1.

**5 Pf.** an aufwärts zahle für Hausstands-Lampen Altfraße 37.

**Vom diesjährigen Gewerkschaftsfeste**

sind verschiedene gutgelungene

**photographische Aufnahmen**

angefertigt und den Teilnehmern als Zimmerschmuck zu empfehlen.

**Preis pro Bild: Mk. 1.20.**

Bestellungen nimmt entgegen die

**Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.**  
sowie deren Kolporteurs.

**Achtung!**

Hierdurch teile ich meinen werten Kunden mit, daß ich ab Mittwoch den 29. August 1906

**Rote Rabattmarken führe.**

Rabattmarkenbücher mit grünen Rabattmarken werden nur bis Freitag den 31. August dieses Jahres von mir eingelöst.

**August Dibbert, 20 Tünkenhagen 20.**

Der

**Neue Welt-Kalender**

für 1907

31. Jahrgang

**Preis 40 Pfennig.**

Zu beziehen durch die

**Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.**

**Goldene u. silb. Uhren**

gut und billig.

**L. S. Baruch, Pfandleihgeschäft, Healdienstraße 22.**

Stets frisch im feinsten und auch ausgebornen empfindlich befeht



**ohra** Butter  
ersetzt beste

**Ludw. Hartwig.**  
Sie erhalten Lubeca-Marken

**Achtung Zimmerer!**

Zentralverband, Zahlstelle Lübeck.

**Ausserordentliche Mitglieder-Versammlung**

am Donnerstag den 30. Aug. abends 8 1/2 Uhr im Vereinshaus, Johannisstraße 50-52 Tages-Ordnung:  
1. Vortrag des Genossen Stellung: „Was tut uns not?“  
2. Sonstige Verbandsangelegenheiten.  
NB. Die Statistibogen sind mitzubringen. Um zahlreiches Erscheinen ersucht  
Der Vorstand.

**Atelier für Zahntechnik und Zahnpflege.**

H. Schreiber, Breitestraße 24

**Tischlerarbeiten**

für einen Neubau zu vergeben. Off. u. B. 2 an die Exped. d. Bl.

**Billig!** Große saure Serringe, fein Billig! feinst mariniert, à St. 5 Pf. Billig! Wiederverkäufer billiger. Fischergutbe 61.

**Deutscher**

**Metallarbeiterverband**

(Verwaltungsstelle Lübeck)

**Mitglieder-**

**Versammlung**

am Mittwoch den 29. d. M. abends 8 1/2 Uhr im Vereinshaus, Johannisstraße 50-52

Tages-Ordnung:  
1. Vortrag über: Zweck und Nutzen der Konsumvereine.  
2. Geschäftliches.  
Die Ortsverwaltung

**Hansa-Theater.**

Heute Dienstag am 13. Tag der Ringkämpfung

ringten

**Schlusskampf:**

Rissbacher Meister v. Oesterr.	Bouchini Champ. v. Italien
Krook Champ. v. Schwed.	Dangers Hamburg
Herm. Recklin Meister v. Lübeck	Pietro Belgien

**Entscheidungskampf:**

John Pohl, Abt II Gebhardt Meister v. Europa Meister v. Berlin Beide bis jetzt unbesiegt; heute muß bis zur Entscheidung gerungen werden. Zur Verteilung gelangen 4 Preise.  
1. Preis Mk. 1200.—  
2. Preis " 800.—  
3. Preis " 600.—  
4. Preis " 400.—  
Vorher das glänzende Spezialitäten-Programm. Vorverkauf in Sager's Zigarrengeschäft und an der Theaterkasse

**Wilhelm-Theater.**

Mittwoch: Zu kleinen Preisen. Zum 15. und vorletzten male. Drei Tage aus dem Leben eines amerik. Detektivs.

**Sherlok Holmes.**

Donnerstag: Lorberbaum u. Bettelstab.



## Jahresbericht

### Agitationskommission für die Provinz Schleswig-Holstein und das Fürstentum Lübeck für den Zeitraum vom 1. Juli 1905 bis 30. Juni 1906.

Reich an Kämpfen und politischen Aktionen war das verfloßene Berichtsjahr. Kraftvoll hat die Sozialdemokratie in dem Kampfe um Rechte und Freiheit für das arbeitende Volk eingegriffen und die Abwehrmaßnahmen der herrschenden Gewalt geteilt, wie ernst man unsere Macht nimmt — bewiesen aber auch, daß die gegenwärtig noch herrschende Klasse gezwungen ist, mit Hilfe der Bononette es lieber zum äußersten kommen zu lassen, als auch nur etwas von ihren Vorrechten freiwillig abzutreten.

Das zeigten mit besonderer Schärfe die Wahlrechtskämpfe, an denen das verfloßene Jahr so reich war. In einer Reihe deutscher Bundesstaaten wurde seitens der Sozialdemokratie ein zäher und energischer Kampf um Erweiterung der Wahlrechte geführt. Während in den süddeutschen Staaten (Bayern, Baden, Pfalz) der freihändlerische Ausbau des Wahlrechts auf große Schwierigkeiten nicht stieß, war in Nord- und Mitteldeutschland das genaue Gegenteil zu verzeichnen. In Preußen, Sachsen, Hamburg und verschiedenen der thüringischen Kleinstaaten wurde die Forderung nach Verbesserung der miserablen Wahlrechte erhoben. Überall aber zeigte aus diesem Anlaß, pochend auf ihre Macht, die Reaktion ihre brutale Gesinnung dem Volke gegenüber in einer Weise, daß selbst dem W. Besten und Z. Differenteften im Volke die Augen aufgehen mußten.

In Hamburg war der Wahlrechtskampf blutig provoziert worden, indem der dort herrschende Kapitalistenklingel das bestehende, erst vor 8 Jahren geschaffene Wahlrecht, das den Arbeitern die Möglichkeit bot, von drei aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Hälfte der Mandate zur Bürgererschaft mit der Zeit eine Anzahl zu erobern, besitzigen wollte. Im Mai vorigen Jahres erschien eine dahingehende Gesetzesvorlage, die an einen Ausschuss verwiesen und zu Weisungen in etwas umgeformeltes Form aus diesem wieder herauskam. War schon die Gesetzesvorlage ein „Nostrum“ gewesen, so war sie jetzt zu einem doppelten geworden. Ein „Kampfgesetz gegen die Sozialdemokratie“ sollte das neue Gesetz sein, wie offen zugegeben wurde. Die Ehre der Hamburger Arbeiterchaft gebot es, Front zu machen gegen die geplante Entziehung und Offen der Entlassung Ausdruck zu geben über diese der zahlreichsten und wichtigsten Bevölkerungskategorie Hamburgs zugefügten Beleidigung. Das geschah an jenem denkwürdigen 17. Januar, einem Tage, der sicher von der späteren Geschichtsbücherei in seiner vollen Bedeutung gewürdigt werden wird. Ungezählte Tausende ließ man nach dem Aufbruch der Parteilisten am Nachmittage die Arbeit ruhen und viele Tausende fanden zu den veranstalteten Versammlungen wegen Überfüllung keinen Zutritt. Da des Abends die Polizeibehörde es überflüssigerweise für nötig erachtete, die „Volksvertretung“, die an diesem Abend über den Wahlrechtsraub verhandelte, vor dem Volke zu schämen und deshalb die ganze Volksmacht um das Rathaus konzentrierte, benutzte in einer Stadtgegend der Höhe die Gelegenheit, um seinen banditischen Gelüste die Bügel ichtlos zu lassen. Die jugend. Ordnungspresse hat sich kampfhaft bemüht, diese Szenen mit der demonstrierenden Arbeiterchaft in Verbindung zu bringen, ohne auch nur den Schatten eines Beweises dafür beibringen zu können.

Der Wahlrechtsraub aber wurde dann am 31. Januar von der Bürgerchaft beschloffen. Der preußische Parteitag im Dezember 1904 hatte sich

schon eingehender mit dem preußischen Dreiklassenwahlrecht beschäftigt und die Parteilisten verpflichtet, für Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts an alle über 20 Jahre alten Staatsangehörigen unabhängig zu wirken. Am 5. Dezember 1905, dem Eröffnungstage des preußischen Landtages, erschienen in allen preußischen Parteizentralen Artikel, die sich mit diesem Junter- und Geldstapelparlament beschäftigten. Am Sonntag, dem 14. Januar, wurden in ganz Preußen Flugblätter verbreitet, die sich „An das preußische Volk“ richteten und zum Protest gegen das Dreiklassenwahlrecht aufforderten. Am Sonntag darauf, den 21. Januar, fanden im Anschluß daran überall öffentliche Protestversammlungen statt, in denen die Rechtfertigung des preußischen Volkes einer gründlichen Aussprache unterzogen wurde. Schon wochenlang vorher beschäftigte sich die gesamte bürgerliche Presse mit diesen Versammlungen. Was aber in der Woche vor diesen an Provokation, Verhetzung und Verleumdung geleistet wurde, übersteigt alles dagewesene. Die Regierung wurde geradezu aufgefordert, mit bewaffneter Faust dazwischen zu fahren und einige Scharfmacherorgane schwebten förmlich im Vorgefühl an das Blutbad, in dem die Droche Sozialismus erlödet werden würde. Dieses Scheitern blieb denn auch nicht ohne Wirkung. Nicht nur, daß der ganze Stab der Gendarmen, Polizisten, Nachtwächter und sogar Straßenreiniger aufgeboten war, auch auf den Kasernenhöfen stand das „herrliche Kriegsheer“ kampfbereit, mit scharfen Patronen ausgerüstet und durch zurechtweisende Reden angefeuert, um die Wirkung der Revolutionsorgane an den Körpern ihrer Arbeitsskinder auf in ein Kriegslager zu verwandeln. Welche Maßnahmen getroffen waren, zeigt der Bericht aus Berlin am besten, den wir wörtlich folgen lassen:

„Die gesamte Polizei Berlins und der Vororte, so weit sie praktisch ist, befindet sich in Alarmbereitschaft. Das Militär der Garnisonen Berlin, Schöneberg und Charlottenburg darf vom Sonnabendabend 9 Uhr nicht die Kasernen verlassen; alle Soldaten, die Bürgerquartiere haben, haben diese für die fragliche Zeit mit Kasernenquartieren zu vertauschen. Von Sonntag früh 5 Uhr stehen die Truppen in Alarmbereitschaft und haben von 10 Uhr vormittags ab auf den Kasernenhöfen feilmarschmäßig und mit scharfen Patronen ausgerüstet zum Abmarsch bereit zu stehen. Die militärischen Wachen werden verstärkt und erhalten ebenfalls scharfe Munition. Zum Schutze des Schlosses stehen am Sonnabend anderthalb Kompanien auf Schloßwache. Für den Notfall haben sich das Alexanderregiment und das 2. Gardeeregiment zur Sänderung der dem Schlosse benachbarten Straßen bereit zu halten. Sollten die Demonstranten, die etwa gegen 2 Uhr nachmittags die Versammlungen verlassen sollen, den Anordnungen der Polizei keine Folge leisten und Demonstrationen zu veranstalten wollen, so ist sofort das Militär zur Hilfe herbeizurufen. Die Polizei hat dafür Sorge getragen, daß die Versammlungslokale sich ohne große Störung entleeren und daß sich keine Gruppen auf den Straßen bilden können. Wie bei Schluß der Versammlungen die Absicht klar, daß Demonstrationen zu veranstalten werden sollen, so hat die Polizei dafür Sorge zu tragen, daß die Demonstranten sofort, wenn nicht anders möglich, durch Gewalt zu zerstreuen sind, um die Gegend um das Schloß nicht zu erreichen. Reichen die Kräfte vor den achtzig Versammlungslokalen nicht aus, so ist auch hier schon Militär zu requirieren.“

Freilich, die Scharfmacher kamen, vielleicht zu ihrem größten Vergnügen, nicht auf ihre Rechnung. Groß und würdig verliefen überall die überfüllten Versammlungen. Schaulustig und treffend wurde überall der Fimmel des preußischen Parlamentarismus wie die Rechtfertigung der großen Volkswaffe gegeben und kräftige Protestresolutionen angenommen, aber den Vertretern der rohen Gewalt gab man nirgends Gelegenheit, ihre Bravour den unbewaffneten Volksmassen gegenüber zu zeigen.

Am 18. März wiederholten sich diese Demonstrationen.

versammlungen, doch war der Besuch dieser nicht überall ein gleich starker wie am 21. Januar. Auch war von der bewaffneten Macht der Behörden nicht viel zu spüren.

Am Tage darauf am 19. März, ging denn auch dem Landtag eine Wahlrechtsvorlage zu. Aber was für eine! Keine Spur davon, daß man etwa dem so mächtig zum Ausdruck gebrachten Volkswillen Rechnung tragen wollte — im Gegenteil, diese Form war nicht anders als ein Hohn auf die Forderungen des Volkes; ihr Zweck konnte nur sein, das „elendeste aller Wahlrechte“ noch mehr zu befestigen. Daß sie vom Dreiklassenregiment angenommen wurde, versteht sich von selbst. — Der Kampf um das allgemeine, gleiche Wahlrecht aber hat dadurch nur neue Nahrung empfangen.

Die revolutionäre Bewegung in unserem Nachbarstaate Rußland hielt im verfloßenen Jahre die Arbeiterschaft fortgesetzt in Spannung. Mit dem größten Interesse wurden die einzelnen Phasen jener gewaltigen Volkserhebung verfolgt und Erfolge wie Rückschläge der Bewegung mit lebhafter Anteilnahme diskutiert. Die mächtigen Massenstreiks, die suchtbaren Straßenkämpfe in Moskau und Dorissa, das von der herrschenden Gewalt mobilisierte Lampenproletariat und dieses im Verein mit den Kosaken verübten Graueln, die Arbeiter im Siber, wie die Vorgänge in der Duma — sie alle zeigten, daß der Backstein sein Spiel auf die letzte Karte gesetzt hat und daß es mit seiner blutigen Gewalttätigkeit zu Ende geht.

Durch Geldsammlungen, die ansehnliche Beträge aufwiesen, hat das deutsche Proletariat die Opfer der dortigen Bewegung kräftig unterstützt, wohl wissend, daß mit dem Sturze der russischen Reaktion auch die ihr so verwandte preußische Reaktion einen empfindlichen Stoß erhalten wird.

Die deutsche Kolonialwirtschaft erlebte wieder einmal, wie schon so oft, allerlei an Skandalaffären. Der Ex-Gouverneur v. Balfamer hatte dazu beigetragen, den deutschen Namen dort auf seine Art zu Ehren zu bringen. Möglicherweise konnten sich nicht enthalten, seine Methode der flammenden Mitwelt zu verbreiten und so mußte denn Jesso mit seiner angeblichen „Cousine“ den Rückweg antreten. — Weitere Dinge zeigten, daß es auch im Kolonialamt ohrenschmerzhaft und eine gründliche Reinigung am Plage war. Der Vernichtungskrieg gegen die Eingeborenen in Südwestafrika aber wurde unverzagt fortgesetzt, obgleich die Zahl der Millionen, die dieses Abenteuer kostet, immer mehr steigt und obgleich schon Tausende von Menschenleben an Krankheiten und Verwundungen dort zu Grunde gegangen sind. — Damit aber das Gerede von den Sandwüsten ein Ende bekäme, schickte man einen Landrat aus unserer Provinz, mit einer „Wunderwaffe“ bewaffnet, dorthin, damit er mit Hilfe dieser Rate Wasser aus dem Boden hervorbräue. Wenn man sich auch eines Lächelns hierüber nicht erwehren kann, so ist es doch wenigstens ein kleiner Trost, daß man durch ähnliche Missionen vielleicht auch noch andere Landräte loswerden kann, die bei solchen Beschäftigungen sich der Bevölkerung sicher weniger lästig machen würden, wie bei ihrer jetzigen.

Infolge der enormen Ausgaben, die diese Kolonialpolitik, wie auch der Militarismus und Marxismus überhaupt, erfordert, wurde das Volk von dem bewilligungslustigen Reichstag wiederum mit neuen brüderlichen Steuern bestraft. Neben Bier-, Zigaretten- und Erbschaftsteuer hat man, was in unserem Gemüte das Verlebens fast wie ein Hohn klingt, eine Fahrkartensteuer eingeführt, das billigere Ortsporto beschlagnahmt und den Warenverkehr durch eine Frachtkaufmannssteuer belastet. Da diese Neubelastung in der Hauptsache natürlich auf die Konsumenten abgewälzt werden wird, bedeutet sie für das arbeitende Volk eine weitere Verschlechterung seiner Lebenshaltung. Und wie lange wird dauern, dann wird der Finanzminister wiederum nach neuen Steuerquellen suchen, da Kolonialmilitarismus unerfülllich ist. Dieses wird sich so lange wiederholen, bis endlich das

## Die Heiterethei.

Von Otto Radtzig.

(16 Fortsetzung)  
Endlich nahm das Holz ein Ende. Die Heiterethei war nicht mehr weit vom Lande ihrer Wälder. Und nun verflüchtete sich auch das Gedächtnis vor dem Monde zuhause. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und sie konnte durch die Felten und Weiden am Wege den Kopf vom Lundenbacher Turme funkeln sehen. Und der Bach, der neben ihrem Wege hinglitzerte und etwas weiterhin ihn durchschnitt, war ja der Buntbach, derselbe, der dahinter an ihrem Häuschen vorbeifloß, derselbe, in dem sie alle Morgen sich wusch, darin sie sich gebadet in so mancher warmen Nacht.

Dennoch überfiel sie von neuem ein Schauer, als ganz nahe bei ihr ein leises „Pff“ sich hören ließ.

„Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrnmühl“, flüsterte eine Stimme, „und macht, daß er Euch nicht ansichtig wird.“

Wer spricht? und wo? und wer soll ihrer nicht ansichtig werden? und wo ist er?

Ein blaßes Gesichtchen taucht neben ihr auf aus dem dunkeln Gebüsch. Das kleine, lahme Wallmüllers-Greile ist die Warnerin. Sie stößt die Hände in den weichen Boden fest ein und fixiert sich, mit dieser sich stützend, auf ihrem gesunden Beine, so hoch sie kann. Mit dem mageren Aermchen zeigt sie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

„Dort, auf dem Ufersteig, dort steht er und lauert schon eine Stunde lang. Macht geschwind fort, sonst wird er Euch noch gewahr!“

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichteren Gewölbe streifte jetzt dienstfertig den Steg und die dunkle Gestalt, die darauf steht. Es ist, als wolle auch der

Mond das Schreckliche nicht gesehen lassen. Im nächsten Augenblick ist's wieder so dunkel dort, als vorher; aber sie sieht ihn noch, der auf dem Stege steht: und wär's ganz Nacht, sie würde ihn noch sehen.

Einem Tumult der entgegengesetzten Gefühle müht der Abblid aus ihrem tiefsten Herzen auf; und da zwischen beiden wie Blitze flüchtige Gedanken durcheinander hin.

„Also ist's doch? Also doch lauert er mit auf? Und was hab ich ihm getan? Warum gerad er?“

Alle die Warnungen, Erhume und Vorzeichen, alle Schreckgespenster der letzten Nacht wachen aus dem Boden vor ihr auf wie riesenproße Schattengestalten und drängen sie zurück. Sie sieht die Haube der Wäldersfrau, aber sie kann nicht lachen. Dazu die Neben der Wäldersfrau vorhin im Ufersteig. Sie sieht das Kind, das sie weinend zurückhalten will. Sie sucht Hilfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: „Ein Weib ist doch kein Mann!“ Sie weiß, sie wird sich des Gedankens schämen im nächsten Augenblick. Aber sie sieht, jetzt ist er ihr Herr. Sie steigt schon mit den Augen in den Weg ein, den das Greile ihr geraten hat. Aber wie die Füße folgen wollen, sieht sie, der Schneider kommt den Weg her; sie müßte ihm begegnen. Da schlägt ihr die Scham wie eine Flamme ins Gesicht. Sie hört seinen, des Schneiders und des Wälders Gesächter und Spott schon in Gedanken. Unwillkürlich tut sie einige Schritte weiter dem Verfolger entgegen. Ueber die Wandung des anderen Weges hinauf hinaus, kann sie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erst gewiß machen.

Aber ist's nicht bitter, sterben, wenn's sein muß, denn leben, der immer endenden Furcht und Selbstverachtung preisgegeben? oder drücken in der Stube dem Hungertod doch eine gewisse Brute? Denn die Warner bringen Rat dahin, aber kein Wort. — Als ob man sterben müßte!

als ob aufgemacht wäre, der Holbers-Fritz sei stärker als sie!

Und wenn er's wäre! Und trotz seinem Weill! Nicht für ihn dich! am Wege hinfahrend, von den Erden verflucht, kann er sie nicht sehen, das Weill nicht haben, bis sie an ihm ist. Im weichen Gras soll der Karren nicht, klist das Eisen nicht. So mit dem Vortelle des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch Bergweisung des Augenblicks verdrängt, Gebande und Ausführung eins! Da müßt' es doch —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Wege, und die Heiterethei ist weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und sich selber anzuhalten.

Wie müssen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen seit dem Grüber Markt, um zu erfahren, ob er sein trauriges Schicksal verdient hat, und ob er's um die Heiterethei verdient hat, durch welche es ihm geworden.

Wie folgen dem lärmenden Haufen seiner Kameraden und dem Holbers-Fritz selbst vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir, nach dem Park über den Karren hinüber, sie sich selbst überlassen, nach „der Schwane“.

Nicht weit von unserem Ausgangspunkt klingt uns schon Rußel entgegen. Zuweilen wird diese von dem Geckrei vieler durcheinander zankenden Stimmen überönt. Dann macht ein lauterer Zuchruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer ist.

Der Adams Lieb schüttelte sich vor Lust beinahe aus seinen Kleidern heraus, die ebenso wie sein gewöhnliches allkluges Wissen auf den Bewußtsein berechnet schienen. „Die sind schon übereinander. Mag zu, Fritz! Wir kommen gerade recht.“

„Aber wie bist du nur heint?“ unterbrach er sich



Soll zu der Ueberzeugung gelangt sein wird, daß nur die Beseitigung dieses Systems hier eine Aenderung bringen wird.

Ganz selbstverständlich ist es, daß die Arbeiterschaft durch ihre Organisationen verjüngt, die durch Politakt und das neueste Steuerbrot verurtheilt Mehrbelastung durch Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen einigermassen auszugleichen. An Streiks und Aussperrungen fehlte es daher im Berichtsjahre nicht und an berechtigten Klagen einseitiger beherrschter Parteinahme hierbei gleichfalls nicht. Die schon im vorjährigen Bericht erwähnte Bauhandwerkeraussperrung in Phebor dauerte bis zum Spätherbst. Die Unternehmer hatten eine Horde Italiener herangeschleppt und die Behörden stellten schändliches Eigentum als Unterkunftsdräume für diese zur Verfügung. Während die einheimische, fruchtbarste Arbeiterschaft gezwungen wurde, sich anderwärts Arbeit und Verdienst zu suchen, wurde dies zweifelhaftes Gesindel in der vorzüglichsten Weise seitens der Behörden beschützt und behütet!

Genügt hat es freilich wenig. Was im vorigen Jahre nicht erreicht werden konnte, ist in diesem Frühjahr nachgeholt. Nach kurzem Streik fanden sich nunmehr die Unternehmer zum Nachgeben bereit.

Einen weiteren Beitrag zum Kapitel: „Behördliche Fürsorge für Arbeitswillige“ erhielt man letzten Winter in Kiel beim Streik der Kohlenarbeiter bei der Firma Jans u. Graf, die Lieferantin für die „Kaiserliche Werft“ ist. Auch dort wurden aus allen möglichen „dunklen Ecken“ zusammengeschleppte Streikbrecher auf dem „Kaiserlichen Kohlenhof Holtenau“ beherbergt, wo sonst kein Arbeiter nach Feierabend verweilen darf. Auch wurde ihnen eine Anzahl Ehrenposten mit schwarzeladener Gewehr gestellt. Zu Streikarbeit kommandierten Werftarbeiter und Marinemannschaften wurde sogar eine Musikkapelle gestellt, um ihnen durch lustige Weisen ihre „schöne“ Aufgabe noch mehr zu verschönern. — Doch endete auch hier der Kampf mit einem Erfolge der Arbeiter. Die erhebliche Zahl der weiteren Lohnbewegungen in der Provinz wurde größtenteils mit günstigen Erfolgen für die Arbeiter beendet, wozu der lebhafteste Geschäftsgang im Baugewerbe, wie in den meisten Zweigen der Industrie, mit beitrug.

Die schon früher geplante weitere Verfassung der Volksschule ist jetzt gelungen. Das preussische Dreiklassenparlament hat ein dies bezweckendes Gesetz angenommen und beim sogenannten Herrenhaus natürlich ungebrochenes Verständnis gefunden. Infolge dessen entwickelte sich an verschiedenen Orten unserer Provinz eine lebhaftere Bewegung, zum Protest gegen das reaktionäre Schulgesetz aus der Kirche auszutreten und nicht wenige sind dieser Parole gefolgt.

### Soziales und Partielleben.

**Zum Hafnarbeiterstreik in Stettin.** Mit 766 gegen eine Stimme haben die organisierten Hafnarbeiter am Donnerstagabend den Streik beschlossen. Da der neugegründete Schutzverband der Reeder hartnäckig bei seinem Verlangen, die Lohnsätze einiger Positionen des alten Tarifs herabzusetzen, beharrte, war, wie der „Volkshote“ bemerkt, ein anderer Ausgang der Lohnbewegung kaum zu erwarten. Denn es war wirklich ein starkes Stück des sozialisierten Unternehmertums, von den Arbeitern zu verlangen, in einer Zeit steigender Lebensmittelpreise sich eine Lohnreduktion gefallen zu lassen. Das Bestreben der Handelsproben, die Lebenshaltung ihrer Arbeiter herabzubringen, erscheint um so verwerflicher, wenn man sich daran erinnert, daß gerade in den letzten Jahren der Stettiner Handel in voller Prosperität stand und ein breiter Strom des Goldes sich in ihre weiten Taschen ergoß. Es war also wirklich keinerlei wirtschaftliche Notwendigkeit, die das Verhalten der Unternehmer bestimmte. Nur der von einigen Scharwächern genährte Machtstolz und eine unerfüllliche Raffinerie haben die Haltung des im Schutzverband organisierten Reederklüngels bestimmt. Die Empörung über die Stellungnahme des Reederverbandes kam in der außerordentlichen Mitglieder-versammlung in flammender Weise zum Ausdruck. Trotz dem der Verbandsvorsitzende Böding, Hamburg und andere Reeder die Versammlung auf die folgenschwere Bedeutung und die Tragweite des zu fassenden Beschlusses eindringlich aufmerksam machten, erklärten sich — ohne die geringste Beeinflussung von Seiten der Lohnkommission — die Kollegen

selber. „Ich mein, du hast deine Ohren bei deinen Gedanken fassen, und die sind, wer weiß, wo. Den ganzen Tag schon weiß man nicht mehr, wie man mit ihm dran ist.“

Der Freiz schwieg und bracht dadurch, ohne es zu wissen.

Man hiege wir um eine Strafkarte. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenstern lichte Scheine auf das nasse Pflaster wirft, über welches umschlingene Schattengestalten, sich lautlos drehend, hinweghasten, ist „die Schwane“.

„Sich!“ Wie ein anderer, „du weißt doch nicht in das Decke laufen?“

An einem Hause hin dehnte sich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von schwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingeratenden vor dem Untersinken oder sich selber vor dem Verleszen bewahren sollten. Davon ritz eine Verbindung von Zaunen- und faulem Holzstift auf, welche die Warnung des Kameraden hätte entbehrenlich machen sollen.

Wenige Schritte weiter noch und sie sind, in die Dorfstraße eingetreten, an der Wirtshausentür „der Schwane“.

„Geh wir nicht gleich 'auf in den Saal?“ fragte der Adams lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als der Freiz die Tür öffnete. „Ja, du willst erstmal trinken,“ beruhigte er sich selber.

Und so war's.

Die Kameraden intonierten das klassische Lied: „Hier her, hier her, oder ich soll um.“ Sie meinten, nur schnell im Durchgehen einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Freiz wiederum ihren Aerger und ihre Verwunderung zugleich, daß er sich hütete, und zwar mit einer solchen Entschiedenheit, als wolle er nie wieder aufstehen.

„Hier, Katerle.“ rief der Holders-Freiz; „aber gleich

mit einer einzigen Ausnahme für den Ausstand, indem sie folgender Resolution ihre Zustimmung gaben: „Durch das rigorose Vorgehen des Schutzverbandes der Stettiner Reeder sind die Hafnarbeiter in der brutalsten Weise in ihrer Existenzfrage verunglückt worden und mit dem heutigen Tage brutal auf Pfahle gerufen. Die Versammlung nimmt Kenntnis von dem blutigen brutalen, ganz ungerechtfertigten Vorgehen der Stettiner Reeder und beschließt, diesen ihr aufgebundenen Kampf mit allen zu Gebote stehenden Mitteln anzunehmen. Die Reeder werden sich jetzt natürlich bemühen, die schon lange vor der Proklamtion des Ausstandes angefaßten Versuche, Arbeitswillige von auswärt heranzuziehen, mit verstärkter Energie fortzusetzen. Wie mitgeteilt wird, sind Agenten der hiesigen Großhandelsfirmen eifrig bemüht, in den norddeutschen Hafenstädten Arbeitswillige anzuwerben. Bezug ist streng fernzuhalten.“

**Die nützlichsten Elemente des Staates.** Streikpostenführende Kohlenarbeiter sind in Berlin unter den Augen der Polizei mit dem Revolver bedroht worden! Die Streikposten hielten sich, ohne sich irgendwie auffällig zu betheiligen oder den Verkehr zu stören, unter einem Hochbühnenbogen in der verlängerten Schöneberger Straße auf, um darüber Beobachtungen anzustellen, ob auf den dortigen Kohlenplätzen gearbeitet werde. Die Leute saßen auf einem Stapel Bretter und unterhielten sich. Plötzlich fiel ein Schuß und darauf schreien der Chef der Firma Gasmann, sein Expedient, der Armeiser, Buchhalter und andere Angestellte der Firma auf die Streikposten zu, deren einem der Expedient den Revolver vor die Brust hielt mit der Drohung, er wolle alle zusammen über den Haufen schießen! Ein hinzukommender Schutzmann fiel nicht etwa dem Bedroher in die Arme, sondern stellte sich auf dessen Seite und verhinderte die Leute an der Ausübung ihres Koalitionsrechts. — Die Vorkommnisse der letzten Zeit liefern ein vorzügliches Material zu der Forderung der Einföhrung eines wirklichen Koalitionsrechts.

**Eine Antwort an die schwarze Parade.** Eine von etwa 1500 Personen besuchte Versammlung in Essen protestierte gegen die auf dem Reichstagskongress fortgesetzt geübte Verunglimpfung der Freidenker und Sozialdemokraten. Hunderte mußten wegen Ueberfüllung des Saales umkehren. Referate hielten die Genossen R. Schatztagabg. Hoffmann und Dr. Cramer, Magdeburg.

### Aus Maß und Fern.

**Für dreißig Pfennig Liebe.** Zu einem Drogerien im Norden von Berlin kamen dieser Tage ein paar Kinder mit einem Schreiben folgenden Inhalts: „Geehrter Herr... Wollte Sie herzlich bitten ob Sie mir nicht dafür geben können ich war früher glücklich mit meinem Mann verheiratet und jetzt ist er so abgestorben zu mir ich bitte Sie deshalb um einen Liebestraut heilgendes Geld ich dazu und bitte um Antwort. Frau Anna S...“ Beigelegt waren 30 Pfennige. — Das Schriftstück, so ergreifend es in seiner Naivität die Hilflosigkeit einer unglücklichen Frau und Mutter illustriert, ist andererseits ein Vorwurf für die bedauerenswerte Unwissenheit, welche im Volke noch vorhanden ist in einem Maße, das an den finsternen Mythismus des mittelalterlichen Aberglaubens erinnert. Wie wenig der schematische Volksschulunterricht gerade in den Mädchen Schulen geeignet ist, dagegen anzukämpfen, kann leicht derjenige feststellen, der auf dem Lande mit Frauen und Mädchen aus dem Volke über Liebestraute und ähnlichen Aberglauben redet. Und da gibt es noch Leute, die schon jetzt über zu weitgehende Aufklärung des Volkes lamentieren!

**Ein erschütterndes Bild aus dem Gegentwartsstaate.** Ein Opfer der miserablen sozialen Verhältnisse, unter denen es aufgewachsen, ist das 13 jährige Schulmädchen Gottwald in Hantha bei Waldheim geworden, das vom Landgericht Chemnitz wegen Diebstahls zu einer Gefängnisstrafe von elf Monaten einen Tag Gefängnis verurteilt wurde. Der Vater des bedauerenswerten Opfers ist Scherenscheifer. Für ihn mußte die Verurteilte Arbeit in den Häusern zusammenholen; tagaus, tagein, treppauf, treppab, bei jeder Witterung galt es, Arbeit für den Vater zu schaffen, und doch war Schmarhans Küchenmeister dabei. Um die Befähigung wenigstens für sich in etwas

jedes Maß für mich allein. Das Bestellen allemal ist mir zubei.“

„Du bist doch gar nicht mehr wie sonst,“ sagte der Adams lieb; „damit han's noch Zeit gehabt bis her nach.“

Aber der Freiz entgegnete: „Dumm's Zeug! und begann dem inzwisch vor ihm auf den Tisch gestellten Getränke flüchtig zuzuprohen, als ein bloß menschlicher Durst recht fertigen konnte.

„Er ist doch auf die Heiterkeit wild,“ sagte ein anderer.

Der wird er's schon zeigen,“ meinte der Adams lieb. „Aber daß du den Lärm oder Lärmst hören und wasch nicht mit, Freiz das weiß ich nicht wo ich's hinstun soll. Du bist doch immer ein Kerl gewest. Schon in der Schul“, sagen sie, bist du der Geschicklich, aber auch der Allerwiltig gewest. Und so hast du's herrachen fortgemacht in der Lehr' beim Meister Schramm und hernach, wie du Meister bist gewest, erst recht. Na, der mag geschüttelt haben!“

„Selt,“ fragte ein anderer, „mit dem Morgenstübchen bist du in die Schul' gängen? Hernach ist der Kaiser-Andres dein Kamerad gewest. Und nach diesem der Tischlerer in der Weidengasse?“

„Das sind alles alte Pflüster geworden,“ lachte der Adams lieb. „Und dein lechter vor uns, der Schleiermüller, der tat auch schon, als wenn er den alten Schloßthurn auf seinen Armen hat' getragen, wir der noch ein Wickelrad ist gewest. Und ist keine fünf Jahre älter wie ich. Die haben sich alle vor den Leuten gefürcht, und was die sagen. Du bist ganz allein frisch und jung geblieben. Du bist doch ein ganzer Kerl. Du machst dir aus allen Leuten n'g. und so muß ein rechter Mann sein. Aber nun geh zu, daß wir 'nauß kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das sag ich dir. Wenn du noch lang machst, geh ich erst einmal allein. Ich muß wenigstens erst sehen, was es gibt.“

Und das tat der Adams lieb.

zu verbessern, benutzte sie die Gelegenheit, die sich ihr boten, zum Stehlen. Sie war deshalb schon vor kurzer Zeit mit fünf Monaten Gefängnisstrafe belegt worden, doch hatte man ihr eine vierjährige Bewährungsfrist zubilligt. Da sie aus den alten Verhältnissen aber nicht herausgenommen wurde, benutzte sie auch ferer die sich bietenden Gelegenheiten zum Stehlen. Da feiert der Klassenstaat kein anderes Mittel, als das Gefängnis, in das nun das Kind beinahe ein ganz's Jahr gesteckt wird. Schuld an dem „Fall“ des Kindes sind aber die traurigen sozialen Verhältnisse, in die es gezeit wurde.

**Noch ein Mordanschlag gegen einen Streikenden!** Am Montag voriger Woche ist in Nürnberg das Opfer eines Mordanschlags gestorben und am Dienstag abend wieder im benachbarten Fürth ein Streikbrecher der Volk's gegen einen Streikenden. Auf eine ruhige Anrede hin trat ein arbeitswilliger Mann der Streikposten in ungewöhnlich roher Weise zurück, worauf sich der Posten von gerechtem Zorn übermannt ließ und dem rohen Maul einen Schlag auf den Nacken versetzte. Darauf gingen beide eine Strecke nebeneinander her, der Arbeitswillige anscheinend ruhig, dabei aber einen geeigneten Moment abpassend, um den Posten „tot“ zu machen. Pöblich ist der Schurke seinen Dolch aus der Tasche und stieß ihn dem ahnungslosen Streikposten in die Brust, traf aber glücklicherweise das Herz nicht. Um den Mordtaten vor einer Ohnmacht zu retten, nahm ihn die Polizei in Gewahrsam. In ihn aber bald wieder laufen. Am nächsten Tages räumte sich dieser Mord im Wirtshaus: „Nur schade, daß ich ihn nicht trocken hab' wohin ich wollte!“ (Das Messer war nämlich an einer Rippe abgeglitten und ging deshalb eine Rippe weiter unten in die Brust!) Helle Empörung über diesen zweiten Mordanschlag innerhalb weniger Tage trieb am andern Tage massenhaft die Arbeiter an den Schauplatz des Verbrechens. Es kam zum Zusammenstoß mit der Polizei. Ein Schutzmann, der mit seinem Säbel wie wild losführte, wurde durch das Publikum am Unterarm gefaßt und verhindert, man nahm ihm seinen Säbel ab. Nun zog der Schutzmann den Revolver, und mit stieren Augen verlangte er seinen Säbel zurück, andernfalls werde er feuern. (!) Daß nicht weitere Menschenleben geopfert werden, gab man den konfiszirten Säbel zurück. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen. Der Mordtater aber befindet sich auf freiem Fuß, er kann jeden Tag weitere Menschen niederbolchen!

**Banknotenfälscher an der Arbeit.** Ein Franzose, der sich Patret nennt, ist in dem Augenblick in Rom verhaftet worden, als er bei einem Lithographen den Druck von Bankbillets der Indochinesischen Bank im Betrage von 750000 Franc bestellte. Er hatte angegeben, Direktor dieser Bank zu sein. Die Polizei stellt weitere Nachforschungen an, da man vermutet, daß der Beschäftete noch mehrere Mitschuldige hat.

### Litterarisches.

**Der Süddeutsche Postillon** (Nr. 18), Verlag von R. Graff, München, ist soeben erschienen. Das äußere Titelbild: Na, weißte, wenn einer hier pfeift (der Polizei melde) verdient an die Eingangstür unseres Kolonialamtes angehängt zu werden. Tuisch, framme preußisch deutsch ist das Farbenbild: Belehrung. — Das Schlussbild sind höfe Jata morgana für Rußlands Wäterchen. Eine Reihe kleiner Bilder hieren den Text, der diesmal den Kapitalistischen Patriotismus: Ein rechter Segen ist der Krieg für alle Lieferanten vor das Forum seiner Leser zerrt. Ein anderes ist Brauers Klageged. — Ein Schachprofi ist Parbus gewidmet. — Walter Heise sandte eine Heimkehr. — Eine Novelle: Der König im Schauspielhaus leuchtet hell hinter Coulissen. — Siehste du wohl, da kommt Er. — Des militärischen Deutschlands ist auf Deimling's Einzug in Swakopmund und Kavaliere grüßlich gedacht. Diese Nr. 18 des Süddeutschen Postillon empfehlen wir gerne den Lesern.

**Ämtliche Notierungen der Produktenbörse.**  
Inländisches Getreide. Lübeck, 25. August.  
Weizen, neuer 127—132 Pfd. holl., Mt. 167—172, Roggen neuer, 120—125 Pfd. Mt. 145—150, Hafer, aller, je nach Qualität Mt. 170—175, Gerste neuer, je nach Qualität Mt. 150—160.

Unterbes beginnt der Holders-Freiz alles mögliche, in das alte Wildtau hineinzufüllen. Aber es gelangt ihm nicht. Wild und toll ist er genug, aber auf andere Weise, als er es sein möchte. Er ist toll auf die Heiterkeit, daß sie keinen Anspelt vor ihm hat; und daß er sich gefehen muß, sie habe recht daran, das macht ihn noch wilder auf sie. So deutlich ist's ihm noch nie geworden, daß der rechte Anspelt nicht durch die Kraft seiner gewaltigen Arme und sein gewohntes Wildtau zu erzwingen ist. Darum ist er toll auf dieses Wildtau selber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling werden gebilbet, und Geschlecht um Geschlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer genüch, hatte es an Selbstverwüsten und inneren Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und bringender geworden; auf der anderen Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Gleise immer mehr ausgetieft. Je rötlicher es erschien, aus diesem herauszukommen, um so schwerer erschien es auch. Eine solche Umwandlung hatte ihn heute vom Besuche des G.ünder Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er sagte sich nun: „Ich hab' anders wollen werden und was's geworden, aber nun die Heiterkeit denken müß, ich tu's, weil sie's hat gewollt, nun geh's nicht!“ Das will er sich aufreben, eben weil er fühlt, daß die äußere Bewegung durch sie notwendig war, daß diese erst seinen Stolz gegen seine Kameraden aufzuheben müssen, um ihn loszulösen aus den festhaltenden Armen der Gewohnheit.

„Ich hab' mehr so dumme Gedanken gehabt,“ sagte er zu sich selbst, „aber ich hab' sie nicht lassen auffommen. Hernach bin ich noch wilder gewest, bis ich sie los worden bin.“

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber ist gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Gesichtspunkt der Heiterkeit unentzinnbar auf.

(Fortsetzung folgt.)